

JENNY HAN OHNE DICH  
KEIN SOMMER



ROMAN / HANSER

brannte noch Licht, aber ich sagte ihr nicht mehr Gute Nacht. Stattdessen ging ich direkt in mein Zimmer und zog wieder mein weites Cousins-T-Shirt an. Dann dröselte ich meine Zöpfe auf, putzte mir die Zähne und wusch mir das Gesicht. Als ich im Bett lag, kamen die Gedanken wieder. *So ist jetzt also das Leben*, dachte ich. Ohne Susannah, ohne die Jungs.

Zwei Monate war es her. Den Juni hatte ich überlebt. Ich schaffe es, sagte ich mir. Ich kann mit Taylor und Davis ins Kino gehen, ich kann in Marcys Pool schwimmen, vielleicht kann ich sogar mit Cory Wheeler ausgehen. Es geht schon irgendwie, solange ich irgendwas mache. Wenn ich vergaß, wie schön es mal war, vielleicht würde es dann leichter werden.

Doch als ich endlich eingeschlafen war, träumte ich von Susannah und vom Sommerhaus, und selbst im Schlaf wusste ich ganz genau, wie schön es gewesen war. Wie richtig sich alles angefühlt hatte. Und ganz gleich, was du tust, wie sehr du dich bemühst, du kannst nicht verhindern, dass du träumst.

Seinen Dad weinen zu sehen bringt einen schon ganz schön durcheinander. Vielleicht gilt das nicht für alle Leute. Es gibt Väter, die gehen ganz locker damit um, die können Gefühle zulassen. Mein Dad gehört nicht zu denen. Er weint normalerweise nie, und uns hat er auch nie dazu ermuntert. Aber im Krankenhaus, und später bei der Beerdigung, da hat er geweint wie ein kleines Kind, das sich verlaufen hat.

Meine Mom ist früh am Morgen gestorben. Es ging alles so schnell, ich brauchte einige Zeit, um zu begreifen, dass das alles wirklich und wahrhaftig geschah. So etwas ist dir nicht auf Anhieb klar. Später am Abend, dem ersten Abend ohne sie, waren Conrad und ich allein zu Hause. Es war seit Tagen das erste Mal überhaupt, dass wir allein waren.

Es war so still im Haus. Unser Dad war mit Laurel im Beerdigungsinstitut, unsere Verwandten übernachteten in einem Hotel, und so blieben nur wir beide übrig, Conrad und ich. Den ganzen Tag über hatte es ein ständiges Kommen und Gehen gegeben, und jetzt waren wir auf einmal allein.

Wir saßen am Küchentisch. Viele Leute hatten Essen vorbeigebracht – Obstkörbe, Platten mit belegten Broten, einen Hefezopf. Eine große Dose Butterkekse.

Ich riss ein Stück von dem Zopf ab und stopfte es mir in den Mund. Es war ziemlich trocken. Ich riss noch ein Stück ab und schob es hinterher. »Willst du auch was?«, fragte ich Conrad.

»Nee«, sagte er. Er trank Milch. Ich fragte mich, wie viele Tage sie wohl schon alt sein mochte. Ich konnte mich nicht erinnern, wann zuletzt einer von uns im Laden gewesen war.

»Was passiert morgen?«, fragte ich. »Kommen alle her?«

Conrad zuckte mit den Schultern. »Vermutlich«, sagte er. Er hatte einen Milchbart.

Das war alles, mehr sprachen wir nicht. Conrad ging nach oben in sein Zimmer, und ich räumte die Küche auf. Dann ging ich ebenfalls hoch, ich war müde. Ich dachte daran, zu Conrad zu gehen, denn auch wenn wir nicht redeten, so fühlte es sich doch besser an, zusammen zu sein. Man war nicht ganz so einsam. Einen Moment lang stand ich im Flur, aber gerade als ich klopfen wollte, hörte ich ein ersticktes Schluchzen. Ich ging nicht zu ihm rein. Ich ließ ihn in Ruhe. Ich wusste, es war ihm lieber so. Ich ging in mein Zimmer und legte mich ins Bett. Dann weinte ich auch.

## 5

Bei der Beerdigung hatte ich meine alte Brille auf, das rote Kunststoffgestell. Es war, als würde man einen zu engen Mantel anziehen, einen von früher. Mir wurde direkt schwindlig, aber das war mir egal. Susannah hatte es immer gemocht, wenn ich die Brille aufhatte. Wie das schlaueste Mädchen im Raum sähe ich damit aus, hatte sie immer gesagt, eins von denen, die ein festes Ziel hätten und genau wüssten, wie sie dahinkämen. Ich trug meine Haare am Hinterkopf zusammengesteckt, denn diese Frisur hatte Susannah immer gefallen. Sie betone meine Gesichtszüge, hatte sie gemeint.

Es war mir richtig vorgekommen, mich so zurechtzumachen, wie sie mich am liebsten gesehen hatte. Auch wenn ich wusste, dass sie diese Dinge nur gesagt hatte, um mir eine Freude zu machen, hatte es sich trotzdem richtig angefühlt. Was immer Susannah sagte, ich glaubte ihr. Selbst als sie mir versichert hatte, sie würde nie weggehen, hatte ich ihr geglaubt. Das hatten wir vermutlich alle, sogar meine Mutter. Und dann waren wir alle überrascht gewesen, als es passierte, selbst dann noch, als ihr Tod unausweichlich war, eine Tatsache, selbst dann haben wir es nicht wirklich geglaubt. Es schien unmöglich. Nicht unsere Susannah, nicht Beck. Dauernd hörte man von Leuten, die wieder gesund wurden, gegen alle Wahrscheinlichkeit. Ich war mir so sicher gewesen, dass Susannah eine von ihnen sein würde. Selbst wenn die Chance bei eins zu einer Million lag. Sie war ein ganz besonderer Mensch, wie es ihn nur einmal unter einer Million gab.

Ihr Zustand verschlechterte sich schnell. So schnell, dass meine Mutter zwischen Susannahs Haus in Boston und unserem pendelte, erst jedes zweite Wochenende, dann öfter. Sie nahm sich Urlaub. Sie bezog ein Zimmer in Susannahs Haus.

Der Anruf kam früh am Morgen. Es war noch dunkel draußen. Es waren schlechte Nachrichten, natürlich. Schlechte Nachrichten sind

die einzigen, die nicht warten können. Sobald ich das Telefon läuten hörte, noch bevor ich richtig wach war, wusste ich Bescheid. Susannah war von uns gegangen. Ich lag in meinem Bett und wartete, dass meine Mutter hereinkam und es mir sagte. Ich hörte, wie sie in ihrem Zimmer herumlief, kurz darauf hörte ich Wasser in der Dusche laufen.

Als sie auch danach nicht kam, ging ich in ihr Zimmer. Sie war am Packen, ihre Haare waren noch nass. Mit müden, leeren Augen sah sie mich an. »Beck ist tot«, sagte sie. Mehr nicht.

Ich fühlte, wie mir ganz flau wurde, wie meine Knie zitterten, und ich setzte mich und lehnte mich gegen die Wand, um Halt zu finden. Ich hatte gedacht, ich wüsste, was das wäre, so ein ganz großer Kummer. Hatte geglaubt, beim Abschlussball plötzlich allein dazustehen, das würde mir das Herz brechen. Aber in Wirklichkeit war das gar nichts gewesen. Das jetzt, das war wirkliches Leid. Der Schmerz in der Brust, das Brennen hinter den Augen. Das Wissen darum, dass nichts mehr so sein würde wie vorher. Alles ist relativ, nehme ich an. Du glaubst, du weißt, was Liebe ist, du glaubst, du weißt, was wirklicher Schmerz ist, aber in Wirklichkeit weißt du es nicht. Gar nichts weißt du.

Ich weiß nicht genau, wann ich angefangen habe zu weinen. Aber als ich erst einmal angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören. Ich bekam keine Luft mehr.

Meine Mutter kam quer durchs Zimmer und kniete sich neben mich auf den Boden, umarmte mich, wiegte mich in ihren Armen. Sie selbst weinte nicht. Sie war wie abwesend.

Am selben Tag noch ist meine Mutter nach Boston zurückgefahren. Dass sie überhaupt an jenem Tag zu Hause gewesen war, lag einzig und allein daran, dass sie nach mir schauen und frische Wäsche für sich holen wollte. Sie hatte geglaubt, es wäre noch mehr Zeit. Sie hätte dort sein sollen, als Susannah starb. Wenigstens wegen der Jungen. Ich war mir sicher, sie dachte dasselbe.

Mit ihrer besten Professorinnenstimme erklärte sie Steven und mir, wir sollten zwei Tage später allein nachkommen, am Tag der Beisetzung. Die musste vorbereitet werden, so viel war noch zu tun, so viel zu erledigen, dabei konnte sie uns nicht brauchen.

Susannah hatte natürlich genau gewusst, was sie tat, als sie meine Mutter zur Testamentsvollstreckerin erklärte. Zum einen gab es